



In der Erinnerung älterer Salzburger lebt noch eine Dame sonderlicher Art, welche gegen das Ende der Zwanziger-Jahre und bis in die Vierziger-Jahre hinein den Klatschbasen beiderlei Geschlechtes gar viel zu reden gab. Die letzte Zeit ihres Lebens verbrachte dieselbe in Gnigl, einem Dorfe bei Salzburg, und sie führte dort ein ziemlich zurückgezogenes Dasein. Bisweilen begegnete man ihr abseits des Verkehrs auf einsamen Wegen, wo sie stolz für sich dahintritt, zwar nur auf einem gemeinen Esel, aber mit Geberden und einer Haltung, als würde sie von echtem Vollblut getragen. Hin und wieder spannte sie wohl auch den grauen Freund vor ein kleines, ehemals vornehmes Gefährt und lenkte es mit eigener Hand dahin und dorthin, der Tage gedenkend, da noch edle Rosse in ihren Ställen wieherten und zahlreiche Dienerschaft sich um ihre Person drängte. Man sah es der armen Frau an, daß sie einst bessere Zeiten gekostet. Ihr Gesicht hatte den Ausdruck aristokratischer Hoffart eigensinnig festgehalten, um ihren Leib hingen die verschliffenen Lappen erstorbener Reichthums, und in ihrer ganzen Erscheinung bot sie das traurige Bild herabgekommener Herrlichkeit und verblassten Glanzes, jeder Zoll eine zerlumpte Königin.

Königin wohl nicht, der Ausdruck ist zu hoch gegriffen. Unter den Fürstentöchtern Europas hatte die Frau keinerlei Stelle, und ihr Name war in keinem Hofkalender zu finden. Dennoch wandelte sie in den Tagen des Glückes auf einer Höhe, zu der sich manche Edeldame gerne emporgebuhlt hätte: der mächtigste Herr seiner Zeit hatte ihr einen Platz hinter seinem Throne gegeben, sie war die Geliebte des ersten Napoleon gewesen, sie selbst behauptete, sein rechtmäßig angetrautes Weib. Wie sie mit

dem Franzosenkaiser zusammengekommen, wie sie bei ihm ausgehalten und wie seltsam die Art dieses Bundes gewesen, dies steht zu lesen in einer noch ungedruckten Broschüre aus der Feder des k. k. Hauptmannes A. v. Schallhammer:

„**Emilie Victorine, Freiin v. Wolfsberg,**

Maitresse Napoleon's I., 1805 – 1813,

aus amtlichen Acten und ihren eigenen Handschriften bearbeitet.“

Das Manuscript des nunmehr verstorbenen, um Salzburger Landeskunde hochverdienten Verfassers ist mit seinem übrigen Nachlaß in den Besitz des Salzburger Museums übergegangen. Eine getreue Abschrift wurde mir von befreundeter Hand mitgetheilt, und wenn auch der Inhalt des Werckchens weniger pikant mundete, als sein Titel, ja sogar sich etwas nüchtern liest, so hatte ich doch die Augenblicke, die ich dem Schatten des großen Mannes und, wenn man will, seiner Schwäche widmete, auch diesmal nicht zu bereuen. Was die Broschüre Thatsächliches anführt, läßt sich in wenige Zeilen zusammendrängen.

Es war im December des Jahres 1805, bald nachdem Napoleon in Schönbrunn eingezogen, daß ein gewisser Philipp M... , ein k. k. Hoffsecretär der Artillerie-Direction, seine Pflegetochter mit dem Sieger von Austerlitz bekannt machte. Eva Lucia Cäcilia Victoria Emilia Kraus, im Jahre 1785 als das Kind eines Bergmannes zu Idria geboren, war damals zwanzig Jahre alt und von wunderbarer Schönheit. Den Kaiser entzückte namentlich ihr prächtiges blondes Haar. Die Sache war bald in Ordnung. Wie Emilie späterhin beharrlich vorgab, ließ sich Napoleon sogar förmlich mit ihr trauen, wobei ein Marquis de Montholon (der General dieses Namens?) als Zeuge gedient haben soll, und unmöglich wäre das eben nicht, da es dem rücksichtslosen Mann auf eine Komödie mehr oder weniger nicht ankam, wenn es die rasche Befriedigung seiner Lust galt. Die deutsche Schönheit mußte ihn jedenfalls tiefer getroffen haben, als es sonst bei seinen Liebeslaunen üblich war, denn er wollte nicht allein ihr Bildniß besitzen — das von Campi gemalte Porträt ist jetzt Eigenthum eines Linzer Bürgers — sondern er dachte

auch daran, den so rasch geknüpften Beziehungen eine ihm ganz ungewohnte Dauer zu verleihen.

Von Schönbrunn ging er damals nach München zur Vermählung seines Stiefsohnes Eugen mit einer bayrischen Prinzessin. Emilie wurde mitgenommen, mußte sich aber im Dunkel halten, denn auch die Kaiserin Josephine war zu der Hochzeitsfeier gekommen, und Josephine war beständig eifersüchtig, da sie immer die besten Gründe dazu hatte. Die Rückreise des Kaiserpaares nach Frankreich erfolgte gegen Ende Januar (1806). Emilie befand sich in der Nachhut. In Paris wurde sie irgendwo versteckt, vielleicht in einem jener geheimen Appartements der Tuilerien, wo der Kaiser gewisse Koryphäen der Comédie Française zu empfangen pflegte. Nach Monaten erst kam sie wieder zum Vorschein. Im Juli zog nämlich der Kaiser in den Krieg gegen die Preußen; Josephine begleitete ihn ein Stück Weges, trennte sich aber bald von ihm, und Emilie, „die zu Napoleon's Feld-Equipirung gehörte, trat nun an ihre Stelle und war in Männerkleidern seine stete Begleiterin“. Die Schlacht bei Jena, der Einzug in Berlin, der Gang nach Posen und Warschau, die Siege bei Eylau und Friedland, endlich der Friede von Tilsit — all die bunten und blutigen Wandelbilder des triumphreichen Feldzuges warfen ihren Glanz und ihre Schatten in das Leben der Krainer Bergmannstochter, und sie war der Trost des Feldherrn nach allen Kämpfen und Strapazen. Einstmals soll er ihr einen Ring gegeben haben mit den eingegrabenen Worten: „Cette reponse console, mais ne suffit pas.“ Ein Salzburger Kaufmann hat das Kleinod lange besessen. Die Inschrift läßt auf einen vorübergehenden Liebeszwist oder dergleichen schließen; ihre Orthographie ist echt napoleonisch. Der Kaiser hat Zeit seines Lebens nicht französisch schreiben gelernt, wie er denn auch in seiner stark italienisch gefärbten Aussprache nie seine fremde Abkunft verleugnete.

Im Juli 1807 kehrte der Sieger von Dresden aus nach Frankreich zurück, und für Emilie begann wieder die Zeit des verborgenen Still-Lebens. Ihre Weltflucht dauerte bis zu der abenteuerlichen spanischen Fahrt (October 1808). Die Franzosen waren in Spanien mehrfach geschlagen worden, und Napoleon wollte durch persönliches Erscheinen das Waffenglück wieder zwingen. Ueber Vittoria und Burgos zog er nach Madrid,

Emilie stets an seiner Seite, denn sobald es in den Krieg ging, „wurde Emilie wieder in Permanenz erklärt“. Anfangs März 1809 war er in Paris zurück, um gegen Oesterreich zu rüsten, das im April sein Ultimatum entsendete. Josephinen hatte der Kaiser diesmal nur wenige Wochen zu widmen; Emilie wurde, kaum heimgekehrt, aus dem Neste wieder aufgeschreckt. Es ging nun über den Rhein nach Deutschland, in Eilmärschen auf Wien zu; am 10. Mai war man wieder in Schönbrunn — an demselben Orte, wo man sich vor vier Jahren zum erstenmale begegnet hatte.

Während Emilie in dem Schlosse zurückbleibt, geht der Kaiser, die Schlachten bei Aspern und bei Wagram zu schlagen, den Waffenstillstand von Znaim zu schließen. Die Schöne hat wohl indeß ihre Frauenkleider wieder angelegt, und das prächtige blonde Haar fällt in freien Locken um ihren Hals; aber im October schlägt die Stunde der Rückkehr, und das mysteriöse Frauenzimmer folgt wieder in Männerkleidern ihrem Herrn und Gebieter. Eine lange Ruhepause scheint nun für sie anzuheben. Napoleon trennt seine Ehe mit Josephinen; im März 1810 vollzieht sich zu Wien die Procura-Trauung mit Marie Louise, und während in Compiègne, Paris und St. Cloud die neuen Gatten sich aneinander zu gewöhnen suchen, ist es still von „der Andern“, in deren Geheimniß nur der Kammerdiener Constant und der Mameluk Rustan eingeweiht sein dürften. Da kommt der russische Krieg. Im Mai begibt sich der Kaiser mit der Kaiserin über Metz, Mainz und Frankfurt nach Dresden, wo er von ihr Abschied nimmt, um ins Feld zu ziehen. Marie Louise ist fort; Emilie taucht aus dem Dunkel auf. Alle Schrecknisse des fürchterlichen Krieges, ob sie Smolensk, Moskau oder Beresina heißen, hat sie getreulich mitgelitten. Das Unglück, das sich dem Mächtigen an die Fersen hängte, scheint ihre eigenthümliche Stellung nicht berührt, ihren Eifer in der Ausübung des sonderbaren Felddienstes keineswegs erkaltet zu haben. Auch in allen schlimmen Tagen, die nun folgen und sich häufen, finden wir sie stets an des Kaisers Seite, so oft es in den Kampf ging; und nur in den immer kürzeren Pausen, wo der Kaiser zu Hause weilte, verschwindet sie hinter dem Vorhang. Erst mit dem Falle Napoleon's zerreißt der wunderliche Bund. In Fontainebleau muß er von Allem scheiden,

was ihm lieb gewesen, auch von seinen Getreuen Constant, Rustan und Emilie. Diese soll er noch kurz zuvor zu einer Freiin v. Wolfsberg ernannt haben. Auch materiell war ihre Zukunft sichergestellt durch einen in der Englischen Bank deponirten Fonds von beiläufig 480.000 Gulden, wovon Emilie 24.000 Gulden jährlicher Zinsen bezog — „Apanage“, wie sie es prinzlich nannte. Die betreffenden Papiere waren dem mittlerweile zum k. k. Hofrath und Referenten beim Hofkriegsrath beförderten Philipp M. zur Verwaltung übergeben worden, und derselbe ward überdies mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt.

Während der Hundert Tage scheint Emilie nicht in die Nähe des Kaisers gekommen zu sein. Ihre Wege waren für immer geschieden. Sein Geschick rief ihn nach Helena, und Emilie trat wenige Jahre nach 1815 in den Ehestand. Sie heiratete einen Wiener Advocaten Namens Schönauer. Schon im Jahre 1820 trennte sie sich von ihm; nach der Romantik ihrer Feldzüge muß ihr die nüchterne Prosa der Ehe übel behagt haben. Von der Stunde an verfolgte sie auch allerhand Mißgeschick. Napoleon starb 1821, und sobald sein Tod in Europa bekannt wurde, verminderte M. aus eigenem Antriebe die „Apanage“ seiner Pflegetochter. Statt 24.000 Gulden zahlte er ihr nur noch 9000 Gulden jährlicher Zinsen; auch wollte er sich eines sehr reichen Schmuckes, den sie ihm zum Aufbewahren gegeben, durchaus nicht mehr erinnern. Indes fügte sie sich in das Unvermeidliche, das immer noch recht hübsch war, verließ Wien und zog mit ihrer Mutter und Schwester nach Bregenz, wo sie ein kleines Haus mit Garten kaufte und sich ansiedelte, nach einer Jugend voll Irrfahrt und Kriegslärm ein friedliches Alter zu genießen. Aber die Liebe ließ ihr keine Ruhe. Zum erstenmale vielleicht in ihrem Leben regte sich ihr Herz, und nachdem es Jahre hindurch in der Nähe des stürmischen Kaisers und seines bürgerlichen Nachfolgers, des Wiener Advocaten, still und kalt geblieben, entbrannte es plötzlich, da es schon vierzig Sommer hinter sich hatte, für einen simplen Chirurgen. Vincenz Brauner war um vierzehn Jahre jünger als Emilie. Im Jahre 1828 wurde er zum Kreis-Wundarzt in Salzburg ernannt, und so übersiedelte sie denn mit ihm und einem in Bregenz ersparten Vermögen von 40.000 fl. — ihre Mutter war 1826 gestorben und liegt in Bregenz begraben — nach der

Salzach, wo sie bis ans Ende ihrer Tage lebte und wo die Tradition ihrer wirren Schicksale heute noch nachklingt.

Wir betonen das Wort Tradition. Was wir bis jetzt dem Manuscripte Schallhammer's entnommen, gründet sich auf mündliche Ueberlieferung, auf keinen andern Boden; es fehlt vorderhand jeder historische Nachweis für das sonderbare Verhältniß zwischen dem Franzosenkaiser und seiner Feldgenossin, und es ist zum Verwundern, wenn nicht gar ein Zeugniß gegen den ganzen Roman, daß in allen Memoiren-Werken über Napoleon, deren noch in den letzten Jahren ganz vorzügliche erschienen, der abenteuerlichen Person keinerlei Erwähnung geschieht. Die Männerkleider! hören wir einwenden. Aber Männerkleider, die in einer komischen Oper so trefflich travestiren, sind doch im gewöhnlichen Leben kein genügender Schutz gegen neugierige Augen. Sollten Officiere wie Ségur, dessen Aufzeichnungen gerade über Austerlitz und die nachfolgende Zeit sehr gesprächig sind, einen so merkwürdigen, in einem Feldlager so auffälligen Gast wirklich gar nicht bemerkt haben? Ohne einiges Kopfschütteln läßt sich die Geschichte nicht anhören; gleichwohl möchten wir sie nicht schlechthin zu den Fabeln werfen. Napoleon war eine stark sinnliche Natur. Das Weib übte auf ihn nur einen physiologischen Reiz, er liebte nicht die Zärtlichkeit mit wortreicher Einleitung, er wollte stets augenblickliche Erhöhung, l'amour sans phrase. Auch im Felde liebte er es, gleich beim ersten Verlangen den Tisch gedeckt zu finden, und da wäre es denn gar nicht undenkbar, daß er allezeit mit sich führte, was er allenfalls begehren konnte und ihn freute; des guten Beispielen halber ganz im Geheimen. Uebrigens ist die Tradition an sich schon ein halber Beweis. In Salzburg steht sie felsenfest, so fest, daß Schallhammer sie zu begründen auch nicht den leisesten Versuch macht, und ältere Salzburger Herren, denen wir unser Bedenken mittheilten, gar nicht begreifen wollten, wie man an Dingen zweifeln könne, um die einst die ganze Stadt gewußt habe, der Erzbischof und die Beamten und die Gerichte und jeder Straßenjunge und alle Welt. Vielleicht finden wir auch, indem wir in dem Manuscripte weiterblättern, Manches, was die Wahrscheinlichkeit der Geschichte erhöht.

Der Erzähler läßt nun „äntliche Acten“ reden, und diese sind auch peinlich genau unterrichtet, wissen, daß Emilie nach ihrer Uebersiedlung aus Bregenz um 300 fl. eine Wohnung mit Garten

auf dem Mirabellplatze miethete, melden, daß sie um monatlich 8 fl. eine Theaterloge abonnierte, später aber ein Haus mit einem Fischerhäuschen in Gnigl kaufte, wozu bald darauf ein Stadthaus kam, und registriren allerlei unwesentliche Dinge, davon wir weiter nichts zu hören brauchen. Beide, Emilie und der Kreis-Wundarzt, führten auch an der Salzach ein geräuschloses, abgeschlossenes, aber in Anbetracht der jährlichen 9000 fl. und der erwähnten Ersparnisse sehr bequemes Leben. Da klopfte wieder das Unglück an die Thür der schon vielgeprüften Frau: eines Tages blieb die „Apanage“ aus, und aus Wien kam die Hiobspost, Hofrath M habe durch einen Sturz aus dem Fenster seinem Leben ein jähes Ende gemacht, nachdem er zuvor alle Papiere verbrannt und auch die Pretiosen Emilien's so sorgsam verborgen habe, daß sie schlechterdings nicht zu finden seien. Wahrscheinlich hatte der gute Mann das Vermögen seiner Mündel verlottert und war dann tragisch gestorben. So sah sich die arme Frau, die nun 47 Jahre zählte, plötzlich in harte Bedrängniß versetzt. Immerhin wäre ihr noch zu helfen gewesen, immerhin hätte man den Bettelstab, an dem sie den Rest ihres Lebenslaufes durchwandern sollte, ziemlich reich vergolden können, wenn sie sich nur hätte entschließen können, ihre Pferde, ihre Equipagen, ihre Häuser, deren Unterhalt schweres Geld kostete, bei Zeiten zu verkaufen. Allein seit Jahrzehnten an Glanz und Wohlleben gewöhnt, wollte sie um keinen Preis den schönen Sachen entsagen. Namentlich hing sie mit Leib und Seele an einer Menagerie, die aus vielen Affen und Papageien, 62 Singvögeln und 32 Hunden — daher sie das Volk die Hundsgräfin nannte — bestand und sie in schreckliche Kosten stürzte. Ein Salzburger Freund, der die Dame oft gesehen, schildert sie mir als ein kleines, häßliches Geschöpf, von hegenartigem Aussehen, das den Dienstboten nichts zu essen gegeben habe, während die Hunde von silbernen Tellern speisten. Mit ihren Kötern scheint sie es wirklich arg getrieben haben. Ein jeder hatte seine eigene Bedienung, wurde gepflegt wie ein Fürst, gefüttert wie ein Kloster-Abt, und starb einer aus der niedlichen Gesellschaft, so wurde im Hausgarten dem Seligen ein Marmordenkmal gesetzt. Je heftiger sie das Unglück verfolgte, desto inniger schloß sie sich an das unvernünftige Vieh an, und ihr Gemüth verbitterte sich dabei mehr und mehr.

Im Jahre 1839 traf sie der härteste Schlag. Vincenz Brauner, der seit Monaten krank gelegen und von ihr liebevoll gepflegt worden war, starb im Krankenhause, und die Arme stand nun allein in der Welt, allein mit ihren Vögeln und Hunden und mit all' dem flitter, der ihr aus besseren Tagen geblieben war. Die Geldnoth wurde ärger und ärger, und so wanderten denn nach und nach die Seidenkleider, die Spitzen, die feinen Batisttücher und was sie an Schmucksachen besaß, in's Leihhaus. Dazu stürzte sie sich wegen des Verkaufes ihres Stadthauses, wozu sie sich endlich doch entschließen mußte, in eine unabsehbare Reihe von Processen und Advocatenhändeln, in welchen ihr letzter Kreuzer aufging. Es kam zur Pfändung, zur Execution. Wie mag ihr das Herz geblutet haben, als bei der Versteigerung ihrer Möbel auch fünf Papageien, acht Singvögel, zwei Turteltauben, acht Pfauen und zwölf Hunde unter den Hammer gebracht wurden! Die Executionen wiederholten sich, und immer ging ein langwieriger, kostspieliger Kampf mit den Gerichten vorher. Mit einer Art naiver Entrüstung schaute Emilie dem grausamen Walten des Mißgeschickes zu. Sie konnte gar nicht begreifen, daß man gegen die einstige Freundin eines allmächtigen Kaisers so rücksichtslos verfare, und schien zu glauben, daß am Ende doch irgend ein Wunder geschehen, der Kaiser etwa aus seinem Grabe aufsteigen werde, um mit seinem Zorn dareinzufahren. Aber der Kaiser blieb todt und das Unglück, welchem sie bis jetzt einen starren Stolz entgegengesetzt hatte, machte sie nachgerade etwas mürber. Es begann für sie die Periode der Bittschriften. Sie wendete sich an die höchsten Herrschaften, Unterstützung begehrend, und sie wendete sich an den fürst-Erzbischof zu Salzburg, daß er ihre Gesuche befürworte. Die Kirche verweigerte ihren Beistand. Der Erzbischof, damals fürst Schwarzenberg, ließ ihr sagen — und Eminenz lächelt wohl heute noch dazu — es sei die Stellung der Petentin eine zu zweideutige und die Quelle ihres betrauernten Vermögens eine zu unheilige, als daß ein Mann Gottes in die Sache sich mischen dürfte. Zweideutig, unheilig? — Die Hundsgräfin schüttelte den Kopf, denn solche Vorwürfe verstand sie einfach nicht, und lauter, immer lauter ertönte ihre Klage über das Unrecht, das ihr geschehe. Zum Glück kam Trost von anderer Seite.

Seltsamerweise erhörten die hohen Herrschaften, an die sich Emilie gewendet hatte, ihren Ruf auch ohne die Fürsprache des

Erzbischofs. Ihr Gesuch wurde mit der Bewilligung einer Gnadengabe von jährlich vierhundert Gulden beantwortet. Und an wen hatte sie sich gewendet, um so ungewöhnlicher Huld theilhaftig zu werden? Geradenwegs an die Kaiserin Marie Louise, die Witwe Napoleon's. Ich stutzte im ersten Augenblicke, als ich es las. „Daß die Hundsgräfin unmöglich die Geliebte des Franzosenkaisers gewesen sein kann, gibt es einen stärkeren Beweis dafür, als die Thatsache, daß ihr die Frau des Kaisers ihre Gnade zuwendete?“ So raisonnirte ich bei mir selber, scheinbar logisch und psychologisch. Indem ich jedoch den Contrast schärfer fixirte, wurde ich bald anderer Ansicht. Schon das vorsichtige Benehmen des Fürsten Schwarzenberg darf als ein leises Zeichen betrachtet werden, wie gut man in gewissen Kreisen über die Vergangenheit Emiliens unterrichtet war. Und wenn diese nun ihre Bitten gerade an Marie Louise richtete, so darf man wohl fragen, ob dies nicht gerade in der Voraussetzung geschah, daß Marie Louise sehr wohl wisse, wer diese Emilie sei. Man mache sich nur ein richtiges Bild von dem Ehemann Napoleon, und was unmöglich erschien, wird wahrscheinlich. In den unlängst veröffentlichten Memoiren der Madame de Rémusat, Palastdame der Kaiserin Josephine, heißt es über diesen Punkt: „Sobald er eine neue Geliebte hatte, theilte er es ohne Verzug seiner Frau mit und äußerte ein beinahe rohes Erstaunen, wenn sie gegen Vergnügungen eiferte, die ihm, wie er sozusagen mit mathematischer Genauigkeit bewies, erlaubt und nothwendig seien; er sei kein Mensch wie ein anderer, sagte er, und die Gesetze des Anstandes und der Sittlichkeit seien nicht für ihn gemacht.“ So war er gegen Josephine, der er hinwieder in besseren Stunden mit aufrichtiger Zärtlichkeit zugethan war. Mehr Rücksicht freilich, aber auch weniger Zärtlichkeit hatte er für die Fürstentochter aus dem Habsburger Hause, und in dem fraglichen Punkte wird er es schwerlich anders gehalten haben. Marie Louise wußte um die Existenz Emiliens — das Bittgesuch beweist es mir — sie wußte um ihre Beziehungen zu Napoleon, ihr Rang gestattete ihr keine Eifersucht, und mildherzig, wie sie war, hat sie später, da Alles vorüber, Alles vergessen und als der Kaiser längst im Grabe lag, über das Mißliche und Bedenkliche in Emiliens Stellung einen Schleier geworfen und der Unglücklichen, fast sagte ich der Leidenschwester, ein Almosen gereicht. Es hat dies durch-

aus nichts Unwahrscheinliches. Einen weiteren Beweis dafür sehe ich darin, daß Emilie immer und immer wieder bei der Kaiserin anklopfte. Als dieselbe einmal in Ischl weilte, verfolgte sie sie auch dahin mit einem Gnadengesuch und erhielt ein Geschenk von 200 fl. Ja, als Marie Louise auf der Durchreise in Salzburg verweilte, unterstand sie sich sogar, eine Audienz zu verlangen, wurde aber natürlich abgewiesen.

Zu der jährlichen Gnadengabe des Wiener Hofes gesellte sich 1843, nach dem Tode ihres geschiedenen Mannes, eine Jahrespension von 300 Gulden aus der Juridischen Witwencasse, und damit hätte Emilie, zumal bei den damaligen Geldverhältnissen, ihr, wenn auch bescheidenes, doch sorgenfreies Auskommen finden können. Allein nicht umsonst hieß sie die Hundsgräfin. Sie hatte nun Alles verloren, das Landhaus in Gnigl war längst den Weg des Stadthauses gegangen, und nichts als die Fischerhütte, ein Bett und ein paar Stühle darin waren ihr geblieben. Nächst der Leidenschaft, möglichst viel Geld in Advocatenhändeln aufgehen zu lassen, die Behörden mit ihrem Jammer zu behelligen und Bittschrift über Bittschrift zu verfassen, hatte sie gleichwohl keine andere Sorge, als die um die Trümmer ihrer Menagerie. Sie hungerte, um ihre Thiere zu mästen, sie verwarloste sich ganz und gar, um ihre Hunde und all' ihr Gevögel königlich pflegen zu können. Die Obrigkeit mußte einschreiten: sie wurde unter Curatel gestellt. Der Curator fand ihre Hütte voll scheußlichen Schmutzes, was bei den vielen Thieren kein Wunder war. sie selbst in einem erbarmungswürdigen Zustande, kaum bekleidet, aller Wäsche entblößt. Er wollte helfen; bot Speise, brachte frische Wäsche. Emilie sträubte sich gegen seine Mildthätigkeit, sie wollte kein Mitleid, sie wollte ihr „Recht“; der Kaiser sollte ihr wieder zu ihrer Apanage verhelfen — wozu war er denn Kaiser? und die Obrigkeit sollte sich umthun, damit ihre schönen Möbel aus Ebenholz, ihre seidenen Kleider und ihre Juwelen wieder in ihren Besitz kämen — wozu gab es denn eine Obrigkeit? Man mußte ihr Beistand aufzwingen, aber sie machte dann neue Eingaben an den Hof, worin sie sich beschwerte und um Erhöhung der Gnadengabe bat, denn es gehe ihr wirklich sehr schlecht und sie habe nun auch ihre starken Haare — das prächtige blonde Haar — und ihre schönen Zähne verloren. Man antwortete ihr, manche vornehme Hofrathswitwe bekomme nicht, was sie be-

komme. Ach, die seien auch nicht gleich ihr von Jugend auf an Pracht und Glanz gewöhnt worden, erwiderte sie. Kurz, sie betrachtete sich als die legitime Hinterbliebene des großen Napoleon, für welche die Welt billigerweise zu sorgen habe; sie prahlte nicht damit, sie sprach auch nur selten von den Abenteuern ihrer Jugend, aber sie wollte doch, daß Jeder im Stillen um ihr stolzes Geheimniß wisse und sie demgemäß respectire. „Emilie,“ sagt Schallhammer, „gefiel sich, ihr ganzes Sein in mystisches Dunkel zu hüllen; von Napoleon, von dem sie stets mit der größten Achtung sprach, konnte man von ihr nicht mehr erfahren, als in welchen Feldzügen sie ihn begleitet hatte und wie sie zu ihm kam; im Uebrigen wollte sie den Schleier nicht lüften.“ Mysteriös zu thun, war eine ihrer Gewohnheiten, die aus der Zeit ihrer Irrfahrten herkam.

Der Armen war nicht mehr zu helfen. Was man ihr spendete, ging in Futter für die Menagerie auf. Von oben herab, wo man nie aufhörte, für die Verlassene sich zu interessiren, wendete man sich an den Erzbischof um guten Rath, und Fürst Schwarzenberg, diesmal zur Intervention bereit, sprach von einer Versorgungsanstalt. Schon ging man daran, Emilie Victorine, genannt die Hundsgräfin, die einst so blendende Schönbrunner Venus, die Freundin und Geliebte des mächtigsten Herrschers seiner Zeit, in einem Spital Barmherziger Schwestern unterzubringen, als ihr der Tod diesen letzten Schmerz ersparte, indem er sie im April 1845 in ihrem sechszigsten Lebensjahre von ihren Leiden und Illusionen erlöste. Sie liegt in Gnigl begraben, zwischen den Gräbern der Bäuerin Maria Zellbeck und des Tischlermeisters Damian, wie Schallhammer mit strenger Genauigkeit bemerkt.

*

An einem dieser Herbsttage, da ich mich just in Salzburg befand, begab ich mich nach Gnigl, um das unbekannte, vergessene Grab zu besuchen. Das Dörfchen liegt herrlich am Fuße des Neuhäuserberges, inmitten eines Paradieses, in welches das Tännengebirg, der Hohe Göll und der Untersberg aus blauer Ferne niederschauen. Auf dem Kirchhof des Ortes suchte ich lange nach den Ruhestätten der Bäuerin und des Tischlermeisters, lange vergeblich.

„Suchen Sie ein Grab?“ fragte mich endlich ein alter Mann in ländlicher Kleidung, hemdärmelig, mit langem, schmutzigem Schurze angethan.

Ich bejahte die Frage und nannte die Namen. Er besann sich einen Augenblick, dann führte er mich in eine Gräberreihe:

„Hier liegt die Zellbeck und hier der Damian,“ sagte er, indem er auf halbverwischte Aufschriften deutete.

„Sie sind wohl der Todtengräber?“ — fragte ich, und was konnte er anders sein, der an diesem Orte so gut Bescheid wußte? —

„Dann können Sie mir vielleicht auch sagen, ob hier in dem Grabe zwischen den Beiden die Hundsgräfin liegt?“

„O seither ist das Grab schon zweimal umgegraben worden . . . die Gebeine sind wohl noch drin . . . sonst liegen auch zwei arme Bauern drin.“

Er hatte gelächelt, als ich das Wort Hundsgräfin ausgesprochen.

„Haben Sie die Frau gekannt?“

„O recht gut, als Knabe schon . . . mein Vater war der Zimmermeister des Hauses gewesen.“

„Es war eine bösertige Frau, nicht wahr?“

„Nun, sie hat halt so ihre Sachen gehabt mit den Hunden . . . dann ist's aber wieder eine recht gute Frau gewesen.“

Mehr war aus dem Manne nicht herauszubekommen. Ich stand eine Weile vor dem dünnen, schmucklosen Erdhügel, auf welchem kein Kreuz, keine Blume das liebende Gedenken eines Verwandten oder Freundes verrieth. Dies also das Ende des so fröhlich begonnenen Liedes: Erst Glück und Pracht und Reichthum, dann Kummer und Aerger, Noth und Elend, und zuletzt nicht einmal ein eigenes Grab, zuletzt zusammengeschaufelt mit fremdem Gebein, ein verschollenes Nichts! . . . Ich ging eilends von hinnen, denn es kam wie eine Rührung über mich, und ich wollte nicht, daß sie meiner Herr werde, und hätte mich derselben fast geschämt, wenn ich nicht gedacht hätte, daß die Frau, die hier schlummerte, so viel gelitten, und daß jeder Dulder dieser Erde einen theilnehmenden Herzschlag verdient.

H. Wnn.